

# Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **47 (1967-1968)**

Heft 8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# BÜCHER

## ROBERT MINDER UND DIE DEUTSCHE SPRACHE

Über der Notwendigkeit, in einer Sache darin zu stehen, um sie erkennen zu können, vergessen wir heute leicht die Notwendigkeit des Gegenteils: sie von außen anzuleuchten. Letzteres ist besonders nötig bei einem Gegenstand, bei welchem das Darin-Stehen zu einer so schlingpflanzhaften Verstrickung führen kann, wie es bei deutschem Wesen der Fall ist. Am greifbarsten, eindeutigsten spricht es sich in der deutschen Sprache aus. Diese Sprache ist schwierig und schwer von außen zu erreichen, ohne daß man sich ihr mit Haut und Haaren verschreibt. Wer kann also jenen unentbehrlichen Dienst des Anleuchtens erweisen? Einer der zugleich innen und außen steht. Ein solcher ist der Elsässer Robert Minder. Er bringt weithin die Vorbedingungen zu diesem gefährlichen Unterfangen mit, wenn auch nicht ganz ohne Bruch und Verwerfung der Schichten. An ihm wird klar, daß das Drinnen und Draußen nur den Sinn eines Hinein und Hinaus, eines immer wiederholten Abstand-Nehmens und sich wieder Identifizierens haben kann, den Sinn des Kräftespieles einer Atembewegung. Sie mit und ohne Willen, wie dies das Wesen der Atembewegung ist, vollzogen zu sehen, als einen unaufhörlichen, nicht immer bewußten Kampf, unterhalb *davon*, daß dabei ohne Unterlaß staunenswerte Massen von Wissensstoff zutage gefördert, in Bewegung gesetzt und hundertfach verwoben werden — das ist das eigentlich Faszinierende an den literaturgeschichtlichen Zergliederungen und Zusammenfügungen dieses Mannes<sup>1</sup>.

Das erste ist, daß Minder unverwechselbar deutsche Geistes-Dinge deutsch beschreibt — daß er dabei notgedrungen Dinge sagt, die man nur auf deutsch sagen kann; und er *kann* es, sie werden ihm Wort aus ihrem innersten Wesen heraus;

sie werden ihm das Wort, das einzig hier Wortwerdung ermöglicht und herbeinötigt. Aber wie wird ihm nun? Er erfährt (der Untertitel seines Buches heißt: «*Erfahrungen* mit deutscher und französischer Literatur») an sich selbst einen verführerischen Zwang. Es ist unentwendbar so, daß die deutsche Sprache Wurzeln hat, und noch lebende Wurzeln — und zuvörderst aus ihnen sich selber heraufsaugt — welche tief hinabreichen. Sie *hat* auf vielleicht einzigartige Weise dieses Webende, Schwelende, In-sich-Wogende der Tiefe, dies von heiligen Anfängen Umdämmerte und Umwitterte, dies mit schweren Gliedern bei den Müttern Wohnende. Mit solchen Geschossen ihres Baus fast schaudernd zu verkehren, daran kommt niemand vorbei, der um hohe Kränze dieser Sprache ringt. Wer sie beherrschen will, muß sich zuvor von ihr beherrschen lassen. Aber nun! Er begegnet dort vordringlich denjenigen, welche sich da häuslich eingerichtet haben, vergessen anderer Stockwerke und Erhöhungen, und in diesen Kellern unerschöpflich ein Getränk sich quellend finden, das ihnen wie schwärzlicher feuriger Wein erscheint — das aber in Wahrheit, umgekehrt wie in Auerbachs Keller, nicht Feuer, sondern Bier ist. Damit detoniert alles Hochtrabende, was wir von dem Grund der deutschen Sprache sagten, schnell und jäh. Wir finden da die versammelt, welche ihrer bloßen Zugehörigkeit platt vergnügt und begnügt sind; die, welche nicht fertig werden mit kurzangebundenem Lobpreis und mit Heiligung der eigenen, noch nach unten stilisierten National-Natur; diejenigen, welche das Stammeln von unsagbaren Tiefblicken als Schwulst im Stil des «Rings der Nibelungen» mißverstehen; die sich ihrer mit den priesterlichen Gebärden falsch metaphysischen Geschwätzes zu bemächtigen suchen; welche die Kunst

gelernt haben, mit einem Gewühl dunkler Urgebärden *nichts* zu sagen. Dies alles gehört noch genau zusammen mit einem Umschlag ins Schwächliche oder ins Brutale oder in beides zusammen. Minder, davor aus blind anwachsender Umschlingung durch die Sprache aufgeschreckt, kann sich aus diesem Wissen um hundertfache Zusammenhänge und aus seiner Sprachredlichkeit heraus nicht genug tun, das Treiben dieser Ungeister zu schildern und zur Anzeige zu bringen.

Gibt es einen geraden Weg aus der schlechten Gesellschaft heraus, welche die Quelle der deutschen Sprache umlagert? Es gibt einen, und gerade vermöge dieser Sprache selbst. Sie ist auch ein fein, aber klar organisiertes, sich scharf ins Objektive distanzierendes Werkzeug, das jeder sauberen, kalten Abgezogenheit fähig und zugeboren ist. Sie hält einen nicht leicht erschöpfbaren Schatz von schwebenden und doch hell abgesetzten Stufungen, von treffenden Distinktionen für jegliche Anforderung der Sache bereit. Der Weg dorthin ist schmal, manchmal nur ein abschüssiger Grat, den zu begehen, ohne Gewicht und Quellkraft der Tiefe zu verlieren, Schwindelfreiheit und Selbstzucht verlangt. Im höchsten Sinn haben das nicht sehr viele fertig gebracht. Wen werden wir nennen? Nur die, welche beider Ebenen fähig, beiden verpflichtet sind, der gärenden Fülle des Lebendigen und der straffen Disziplin des Begrifflichen, können diese gefährdete Sprache und ihre leicht verstimmbaren Instrumente wirklich meistern, können sie von ihrem Fuß hinauf zu ihrem Gipfel geleiten und leiten. Vielleicht ist geradezu eine spezifische wenn auch keineswegs ausdrückliche Einheit von Dichterischem und Gedanklichem, ja Philosophischem dazu nötig. Wir denken an bestimmte Partien aus Hegels früheren Schriften, an Kepler, dessen herrliche Prosa lehrt, was Deutschland ohne den 30jährigen Krieg hätte werden können, an Jakob Grimm, an Gottfried Kellers tief besonnenen Erzählerton. Minder rühmt Clausewitz, Moltke, Bismarck als deutsche Stilisten — jeder davon wäre in eigenem Sinne einzu-

rechnen. Sogar deutscher Rhetorik begegnen wir da: Arndts «Geist der Zeit», vielleicht auch Adam Müller. Doch das sind nur obenhin aufgegriffene Beispiele. Glücklicherweise gibt es noch manchen, der mehr oder minder der schweren Aufgabe gerecht geworden wäre.

Wie beantwortet Minder den Bruch, den die deutsche Sprache da offenbart, mitzumachen und zu überwinden verlangt? So zunächst, daß er mit großem Zorn sich von ihrer Untergrundbewegtheit verabschiedet und hinübertritt auf das französische Erbe vernünftiger Klarheit. Rein sprachlich und formal findet sich kaum eine Auseinandersetzung dieser Dialektik in seinem Aufsatzband. Sondern er spielt den Gegensatz auf das — allerdings eng damit verknüpfte — gesellschaftlich-politische Gebiet hinüber. Den Deutschen billigt er die Innerlichkeit zu, die er am stärksten im lutherischen Pfarrhaus verwirklicht sieht — laß, o Welt, o laß mich sein! Die Franzosen sieht er mit Zivilcourage (die ja Bismarck den Deutschen so ganz absprach), mit Kühnheit, Charakter-Treue, Bürgersinn auf das Feld der Ausformung und Vertretung des Geistes in Gesellschaft und Staat hinausstreben. Können wir ihn auf diesem Wege begleiten? Was er da sagt, ist in den Grundzügen zweifellos richtig; aber es ist in einer Hinsicht nur die Hälfte der Wahrheit. Die große Sternstunde der Menschheit etwa zu Beginn der Französischen Revolution, die handelt niemand diesem Volke ab. Sie war nicht einfach rationalistisch unterbaut; der ganze *Heroismus*, die Schönheit der Vernunft wurden darin Gestalt und Wirklichkeit — und Bild. An welches Bild denken wir zuerst? Natürlich an «La barricade» von Delacroix. Da ist eingefangen, was herrlich ist wie am ersten Tag jener Erhebung, herrlich wie das Weib auf der Barrikade (dies, obwohl der pathetische Arm nicht ganz richtig im Gelenk sitzt) — hohe Vernunft, die ganz Sinnlichkeit, ganz Schönheit geworden ist. Der Freiheit und Größe dieser Gesinnung hat Deutschland wenig an die Seite zu stellen. Daran ändern auch die heutigen «Linksintellektuellen»

nichts, welche mit so viel Lärm das ganze Geistesleben in die politische Stellungnahme und den «engagierten» Protest hineinzerren möchten. Aber «Im Innern ist ein Universum auch» — und in ihm haben die Deutschen Todesmut ohne Ausweichen, Größe, Entschlossenheit gezeigt vor einer Schau, welche die Franzosen oft genug à l'usage des dames abgebogen haben. Kleist, Hölderlin, Nietzsche zerbrachen vor Ausblicken, vor welchen die Vernunft überschnappt — das Wort zeigt an, daß es notwendig ohne Schönheit geschah. Wer da aufrecht blieb, war Schiller, der den grausigen Stoff seines Schicksals durch seine Philosophie bändigte. Bild kann das nicht mehr werden — aber, versuchen wir den Gedanken — vielleicht Ton? Kann man Schiller mit Worten so aussagen wie etwa die Coriolan-Ouvertüre es tut?

Auf jeden Fall ist der Weg des Französischen nicht der Weg des Deutschen. Die aktivistische Engagiertheit ist als Hauptgesichtspunkt in Sprache und Literatur der Deutschen etwas, was leicht eine ebenso schlechte Stilistik hervorbringt wie die unterschiedslose Seins-Verherrlichung der Gründlinge. Was hier geschwollen wird zum Platzen, wird dort dünn zum Versickern. Hat Minder das nie empfunden bei Döblin, Sternheim, Heinrich Mann — nur weil sie ihm politisch nahestehen? Das «Goldene Tor» Döblins, die Zeitschrift au service de la France, führte zu Minders «Les Alleagnes»; über dieses Buch möchten wir doch als bloßen Zeittribut lieber schweigen. Das Dicke, Klebrige des nur bei sich selbst Seienden und das Gezerzte der ewigen Ja-Nein-Scheidung können für den Deutschen höchstens Ausgleich finden als dialektische Polarisierung. Aber die Dialektik führt natürlich nie zu wirklicher Synthese; die Art des Deutschen bleibt schließlich doch vorwiegend mit einem Akzent der Einseitigkeit beim ungeschiedenen Seinshafte. (Hoffentlich weiß aber der Deutsche *daneben* nun ein für allemal, daß Vernunft und Demokratie kein seichter Aufklärer sind, sondern ein Damm gegen alle heraufbrechen-

den Dämonien des Seinshafte, der nie geschwächt werden darf.) Die Völker bleiben eben aufeinander angewiesen — auch zur Kritik.

Die Zweiseitigkeit aller elementaren Stellungnahmen ist da noch schlagkräftiger aufzuweisen. Die Franzosen haben sich für das Politische entschieden. Sie haben auch rein geistige, ideologische Bewegungen von letzter Würde und Tragweite hingestellt (wenn auch in diesem Falle nicht hervorgebracht), die Aufspaltung drohenden, aber dann nicht in ihren eigenen Ebenen sachlich widerlegt, sondern schonungslos der kartesischen Eindeutigkeit von Frankreichs Antlitz, seiner Einheit, Macht und politischen Lebensfähigkeit geopfert und dafür zerstört und ausgerottet. Es waren dies das Albigensertum, der Templerorden, das Hugenottentum nebst der Camisarden-Bewegung, der Jansenismus, der Quietismus. Frankreich hat den Protestantismus in den eigenen Grenzen blutig verfolgt und gleichzeitig jenseits derselben als außenpolitische Schachfigur eifrig unterstützt. Es hat unter Combes die französischen katholischen Orden verfolgt und zu gleicher Zeit als Träger französischer Sprache und Kultur im Morgenland und sonstwo eifrig unterstützt. Deutschland hat die autonomen weltanschaulichen Positionen bis zum Unsinn zu Ende gedacht, durchgeführt und sich auswirken lassen, ohne jede Rücksicht auf Staat, Gesellschaft und Lebensnotwendigkeit. Es hat ihnen zu Ehren im Dreißigjährigen Krieg einen spektakulären, nie überwundenen Selbstmord vollzogen. Welche Art wird man vorziehen?

Immer wieder zeigt sich, daß jedes wesentliche Ding seine eng verknüpften Licht- und Schattenseiten hat. Heidegger ist nicht gerade ein guter Ansatzpunkt für diese Einsicht. Minder stellt (Seite 253/4) die «Aura, Willensstärke und geistige Bessenseheit, die von Heidegger ausging», neben das «Fluidum, das eine bunt gewürfelte, mondäne Zuhörerschaft im Collège de France empfand, wenn Bergson, mit leicht geschlossenen Augen an die Wand gelehnt, fließend und ohne jede Notiz seine

Philosophie vortrag». Der Leser kann nicht verfehlen, zu bemerken, daß diesem Satz eine geheime Spitze gegen das deutsche Publikum innewohnt, das sich gern auch mit Alkohol geringerer Zuträglichkeit berauscht, während das französische die Clarté, die Formkultur als suggestives Element empfindet. Da ist sicherlich etwas daran. Andererseits ist hier an die dialektischen Bedenken zu erinnern, welche André Gide gegen die allzu einbahnige Clarté erhob. Bergson (ein Wahlfranzose) war gewiß ein blendender, klarer Stilist, aber sein Begriffsapparat war, man möchte fast sagen, zu klar und blieb für eine Lebensphilosophie zu einbahnig. Die Deutschen, welche mit diesem Proteus einige Erfahrung besaßen, brachten es durch Georg Simmel immerhin zu dem krönenden, organisierenden Begriff der «Selbsttranszendenz des Lebens» — jener Koinzidenz der Entgegengesetzten, bis zu welcher die Lebensphilosophie getrieben werden müßte, um wenigstens den *möglichen* Grad an begrifflicher Klarheit zu gewinnen. Übrigens sagte Simmel, der ein bescheidener Mensch war, in seiner pointierten Art, er sei es zufrieden, daß Bergson mehr sei als er, aber nicht zufrieden, daß er selbst weniger sei als Bergson. (Damals hatte er jenen abschließenden Begriff noch nicht gefunden.)

Solche Einseitigkeiten liessen sich sattamer als irgendwo an der Sprache aufweisen. Wir hätten es gerne gehabt, wenn Minder die Kritik, die ihm am Herzen liegt, weniger auf dem Gebiet der Ideen als auf dem der Sprache, welchem sein wissenschaftlicher Auftrag gilt, ausgetragen hätte. Er hätte sie auch da vollgültig betreiben können, ja noch beweiskräftiger. Das zeigt sein Aufsatz gegen Heidegger. Aus dessen Sprache könnte man vielleicht schon erschließen und aufweisen, auf welche primitive Weise dieser Geist dem Nationalsozialismus auf den Leim gehen mußte — ohne auf die Inhalte einzugehen und mit überreichlichen Zitaten unfäßlich schlichten Hitler-Kitsches das Papier zu schwärzen. Und die bedingte Reverenz, welche Minder zum Schluß noch dem

Philosophen Heidegger erweist, vermögen wir ihm nicht nachzumachen. Vielleicht auch kommen wir da nur nicht genug über jene Bekenntnisse zu einer «Großen Zeit» hinweg (die unter anderem ein tief verkehrtes, ja wesenloses Denken verraten) — um an den eigentlichen Tiefsinn der Ideen heranzukommen?

Minder behandelt Heidegger als einen typischen Meßkircher. Dieses Städtchen aus dem südöstlichsten Baden hat neben Heidegger noch Conradin Kreutzer und den «Meister von Meßkirch» hervorgebracht (den man von Zürich aus am besten in der fürstlichen Galerie von Donaueschingen studieren kann; er war für die Fürstenberger tätig; das Bild in der Meßkircher Pfarrkirche ist unbedeutend). Es braucht für Minder natürlich nur eine solche Themastellung, welche man ihm noch unvergleichlich zufälliger zuwerfen könnte, damit er nach kürzestem Besinnen aus seinem unerschöpflichen Wissen und seinem zu jedem wesenhaften Spiel aufgelegten funkelnden Geiste eine kleine Welt von Quer-Verbindungen herauszuspinnen und uns durch dieses Netz ein farbiges Zeitspektrum erblicken zu lassen vermöchte. Auch dieses polarisiert sich in die bösen und die guten Seiten des Meßkirchertums. Für die gute Seite steuern wir (stolz, auf etwas von Minder nicht Beachtetes gekommen zu sein) Johann Nikolaus Spiegel und Matthäus Peusch bei, jenen als wahrscheinlich, diesen als sicher in Meßkirch Geborenen — die Schöpfer der schönsten Rokoko-Dekoration der Schweiz, nämlich in der Klosterkirche Muri. Von der Meßkircher *massa perditionis* führt Minder aus der rechtmäßigen Vergessenheit zunächst einen Blut- und Boden-Mann, den blutlosen und bodenlosen Romanschriftsteller Anton Gabele vor, ferner den gleichfalls glücklicherweise entschwundenen Freiburger Erzbischof Conrad Gröber; dazu rafft er noch Kolbenheyer, Hermann Burte und Wilhelm Schäfer — der dieses Los doch wohl nicht ganz verdient hat. Auf die guten Seiten des Weltbürgertums und französisch angehauchter Vernünftigkeit zieht er durch

freundliche Überredung Johann Peter Hebel, den Heideggers wuchernde Sprach-Wasserpflanzen (in einem neueren Aufsatz) gefährlich zu umklammern und einzufangen versucht hatten. Ein Bravourstück, diese Rettung eines in seiner Mundart meisterlichen Heimatdichters für eine Art Gegenseite: und da kann denn natürlich eine grundsätzliche Besinnung über dieses anscheinende Paradox nicht fehlen.

Minder bejaht «Kolorit und Frische», welche Ausgang von der Mundart zu verleihen vermag; aber er verlangt, daß der Dichter darüber hinausgehe zu rationaleren Vorwürfen, ja zur «sozialen Darstellung und Anklage». Gefährlich ist aber, wenn Minder in diesem Zusammenhang geltend macht, daß «die Dichter und Denker ganzer Epochen ohne Schaden auf ihre Nationalsprache zu Gunsten einer übergeordneten Weltsprache verzichtet haben» — auch *Dichter*. Friedrich den Großen scheint er nicht zu den Dichtern zu rechnen; denn als solcher wäre er als ein französischer Aufklärer dritten Ranges in Betracht gekommen und daher ohne Beweiswert. Aber er spielt dann die Dichter der Afrique Francophone mit ihren «z. T. noch urtümlichen dichterischen Visionen» aus gegen das «Alemannentum der Schwarzwaldbauern des 20. Jahrhunderts» als ein «längst Genormtes, von Volkskundlern und Heimatdichtern zerebral aufgebauschtes und kommerziell propagiertes Kunstprodukt». Es ist klar, daß hier die deutsche Schweiz sich getroffen fühlen und aufhorchen wird — vor allem aber geistert zwischen den Zeilen die Elsaßpolitik Frankreichs —, die Minder aus diesem ganzen Zusammenhange heraus noch einmal zu überprüfen gebeten wäre. Aber ihn darüber direkt zu befragen wäre natürlich unhöflich.

Was soll man von diesen Aufstellungen denken? Dies, daß da wohl nicht, wie Minder glaubt, die Dinge unter einen allgemeingültigen Hut zu bringen sind. Wenn das Wesen der deutschen Sprache, wie oben angedeutet, verlangt, daß von unten bis oben im Sprachleben eine stetige Verbindung, ein Austausch, ein Zusammen-

wirken stattfindet, so müssen im deutschen Raum die Mundarten nach Kräften erhalten bleiben, Reinheit und Stärke bewahren. Das ist zu oft bekräftigt worden, als daß wir uns darüber verbreiten müßten. Allerdings ist eine Störung des sachgemäßen Verhältnisses da nicht allein von seiten des Rückgangs der Mundarten zu befürchten und drohend, sondern auch anders herum. Das ist mindestens für die deutsche Schweiz aktuell und hier gut zu studieren. Wo die Mundart glaubt, sich völlig selbständig machen zu können, wie das hier wenigstens gefühlsmäßig in den mehr kleinbürgerlichen Schichten der Bevölkerung lebt, da wird die Mundart angesichts der Unmöglichkeit dieser Verselbständigung beginnen, sich mit einem gewissen Ressentiment gegen die Schriftsprache zu durchdringen. Und damit entartet die Mundart auch. Die sinnlose, aber immer wiederholte Behauptung, die Mundart habe das Gemüt gepachtet und die Schriftsprache sei dagegen kalt, tot, unplastisch und abstrakt, drängt die Mundart nach zwei polarisierten Richtungen aus ihrer Rolle. Auf der einen Seite will sie dann das Bodenständige, Erdige, Herzhaftes, Holzschnitthafte übertreiben und verfällt darüber einfach ins Rohe, wo nicht ins Vulgäre. Im Elsaß wurde kürzlich eine bereits ältere Denkschrift des (natürlich fest auf dem Boden der Pariser Politik stehenden) bischöflichen Ordinariats bekannt, welche den Einfluß der Pariser Sprachpolitik auf die Dienste der Sprache für den Gottesdienst, Beichte usw. prüfen wollte. Das allgemeine Absinken des Ausdrucksvermögens, das da in Übereinstimmung mit jeder ernsthaften Beobachtung festgestellt wurde, geht nach einigen Zeugnissen von Pfarrern einher mit einer deutlichen Barbarisierung auch der Mundart, mit allen unausbleiblichen Rückwirkungen auf den Volkscharakter. Es ist eben falsch zu glauben, die Mundart könne heute ohne Schriftsprache gedeihen. Sie braucht in der modernen Zivilisationswelt Formgebung und Schutzgewährung durch die Hochsprache, um nicht zu verrohen und unerträglich primitiv zu werden. Wenn aber

andererseits die Mundart sich nach oben selber abzusichern und die Rolle der Schriftsprache für abstraktere Gegenstände zu übernehmen trachtet, so gerät sie in eine papierene Auslaugung, welche ihr Erstgeburtsrecht im Gebiete des Konkreten und Farbigen für das Linsengericht einer unsachgemäßen Zuständigkeitsausdehnung leichttherzig hingibt. Die weitere Wirkung ist hier dann auch noch eine Verschlammlung des eigentlichen Denk-Vermögens, weil in der Mundart die feinen und scharfen Distinktionen der Schriftsprache nicht möglich sind. Man kann solche Studien alle Tage am Schweizer Radio treiben.

Wir sind hier ausführlicher geworden, weil diese Probleme in der Schweiz, ebenso drängend wie gerne verdrängt, von allgemeiner Bedeutung sind. Betreffs des Französischen können wir uns kürzer fassen — einfach weil die entsprechenden, spiegelverkehrten Verhältnisse da uns fast undurchschaubar sind. Minder hat recht, wenn er sagt: «Seit Jahrhunderten gehen große Literaturen wie die französische nicht von der Mundart aus, wie das in Stämme aufgegliederte, zentrifugale Deutschland, sondern von der literarischen Hochsprache, wie sie sich in den politischen Zentren herausgebildet hatte» (Paris). «In der französischen Sprache hat sich neben dem jeweiligen Dialekt die literarische Hochsprache richtunggebend durchgesetzt und ein allgemeines Sprachniveau geschaffen, das viel Originelles zwar eingelätet haben mag, dafür aber auch eine ungleich robustere Widerstandsmöglichkeit gegenüber der ungezügelter Invasion einer radikal technisierten Welt an den Tag legt.» Zu berichtigen ist daran nur das «neben»; denn die Mundarten verschwinden in Frankreich noch viel schneller als in Deutschland; und was da heute noch in einer mehr oder minder schwachen Gegenwehr steht, sind nicht Patois, sondern *Sprachen*, gegen die ein robuster Angriffskampf seitens der Regierung geführt wird: das Flämische, das Bretonische, das Baskische, das Katalonische, die Langue d'oc. Gewonnen ist dieser Kampf in Elsaß-Lothringen und in Korsika, wenigstens

insofern als hier die Sprache mit geringen Ausnahmen bereits unter die Schwelle des Mundartlichen zurückgedrängt ist.

Auch Minder gibt keine genauere Analyse, wie die normierte Hochsprache nun von der technisierten Sprache sich in der Richtung einer neuen Konkretheit und Sinnenhaftigkeit absetzt. Das ältere Französisch bis 1600 ist sehr sinnenstark und gedrunken. Dann kommt die große Reform aus dem kartesischen Geiste, welche rücksichtslos in die Substanz dieser älteren Sprache hineinschneidet und um des Ideals der Einheit, Reinheit, Feinheit willen alles «Gotische», alles Quellende und Wuchernde wegtrennt. Daß damit Wichtiges verloren ging und blieb, ist unleugbar. Aber durch einen merkwürdig paradoxen Ablauf gewinnt das Französische tatsächlich eine Art neuer Sinnlichkeit. Vermittelt der radikalen Trennung von Geist und Natur, die Descartes vorgenommen hatte, wurde die letztere unter die Schwelle höherer, sozusagen philosophischer Besinnung zurückgetrieben und konnte dadurch in vieler Hinsicht sich unüberwacht entfalten als in Deutschland, wo sie weltanschaulich anerkannt und dialektisch gleichgestellt wurde (Schillers Philosophie!) und gerade durch diesen Prozeß dem Eiseshauch des abstrakten Geistes schutzloser preisgegeben war. Vielleicht hängt es damit zusammen, wenn die französische Malerei Geistigkeit und Sinnennähe auf gänzlich unkonstruierbare, spezifische Weise vereinigt. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, daß der französische Erzählstil seine abstrakte Verstandesklarheit mit einer feinstufigen Dichte des Konkreten vereinigt. (Die Versinnlichung wird auch für die Lyrik behauptet, doch vermag unsere Empfindung da nicht zu folgen.) Es ist klar, daß eine solche Sprache sich nicht aus den Wurzeln heraufbilden muß, die sie überhaupt nicht hat. Der Versuch von Ramuz, auf eine eher germanische Weise die fehlende Mundart in seinem sprachlichen Kosmos durch ein erdfarbiges Französisch teils regionaler Tönung, teils eigener Erfindung zu ersetzen, blieb ein großartiges, aber einmaliges

Experiment, das Frankreich nicht ratifiziert hat. — Aber das alles beweist andererseits nichts gegen den Weg der deutschen Sprache; und Minder fordert ihr zu ungeduldig den französischen Weg ab, obwohl er sie auf ihrem eigenen Pfad meisterhaft zu handhaben und sich von ihr tragen zu lassen weiß.

Mit einer Ausnahme. Wir wissen, daß wir seinen Unwillen hervorrufen, wenn uns öfters ein Übermaß von überflüssigen Fremdwörtern in seinem sonst so feinfühligem und instinktreichen Stile stört. Ist der Eindruck zu erwasen, daß er gerade dann, wenn er sich unwillig vom Deutschen Abstand schaffen will, mit einem wahren Salvenfeuer von Fremdwörtern antwortet? Da er trotzdem gelegentlich einen gehobenen und poetisch angehauchten Stil umwirbt — und auch erreicht — ist dieser Zug doppelt störend. Wir denken da an eine Äußerung von Max Rychner: ein solcher Stil stoße die Fremdwörter aktiv von sich und hinaus, wie der Organismus einen Fremdkörper. (Daß sie kennzeichnenderweise dafür keine Empfindung hat, ist ein großer Einwand gegen die moderne Lyrik.) Selbstverständlich ist heute im Deutschen nicht mehr ohne Fremdwörter auszukommen; Trägheit und Schwäche des berechtigten sprachlichen Selbstgefühls hat die deutsche Sprache um eine umfassend bildende Verrichtung gebracht, die durchaus in ihr lag. Die Selbstversorgung einer tiefen und hohen Ursprache im schönsten Sinne ist seit dem Griechischen nicht mehr möglich geworden. Viele Fremdwörter im Deutschen erwachsen noch heute nur auf

Trägheit, auf Snobismus, auf Einspruch gegen den Nationalismus der Hitlerzeit. Andererseits darf keine Schattierung der Empfindung und des Begriffes verloren gehen, nur damit ein Fremdwort erspart werde. Aber wer scharfen Sinn hätte für solche Schattierungen und in das Leben der Sprache hineinzuhorchen wüßte, in die Baugesetze der Sprache sich hineinzudenken vermöchte, der könnte ihr noch heute viele Bildungen abgewinnen, die nichts «Tümelndes» hätten, nichts an den Haaren Herbeigezogenes, und dabei manche Blockierung des strömenden Sprachgeistes auflösen würden, manche Prothese wegwerfbar machen würden. Warum auch soll dem Deutschen da ein Recht vorenthalten bleiben, das man so viel kleineren Sprachgruppen bereitwillig zubilligt, die heute alle eifrig, oft vielleicht allzu eifrig nach Selbstversorgung streben? Natürlich stellt sich für das Französische diese Frage überhaupt nicht; die paar deutschen Fremdwörter sind nur Schönheitspflästerchen, die wenigen angelsächsischen Eindringlinge können mittels des de Gaulleschen Schwunges leicht hinausbefördert werden. So dürfen wir von Minder, dem verständnisvollen Freund und Meister der deutschen Sprache, erhoffen, daß er diese Frage noch einmal abseits der Politik überdenke.

*Erich Brock*

<sup>1</sup>Robert Minder, Dichter in der Gesellschaft. Insel-Verlag, Frankfurt am Main, 1966.

## KUNST DER BEGEGNUNG

*Zu Luis Diez del Corral: «Asiatische Reise»*

Reisen bedeutet in hohem Maß ein Sich-offenhalten-Können für das Fremde, eine Bereitschaft zur Begegnung. Es ist eine geistige Haltung, die ihre Wurzeln nicht nur in der europäischen «cupiditas rerum no-

varum», sondern auch im Historismus besitzt.

*Asiatische Reise*, die Betrachtungen über Ostasien des Dozenten für politische Wissenschaften an der Universität Madrid,



Luis Diez del Corral, Schüler und Freund von Ortega y Gasset, ist ganz aus dem fruchtbaren Moment der Begegnung heraus geschrieben worden<sup>1</sup>. Das läßt sich noch genauer sagen: Das Buch entstand in Augenblicken blitzerhellter Einsichten, der Intuition in das Fremde, wenn es zum erstenmal in den Bereich des Eigenen tritt. Auch der Vergnügensreisende kennt diese Sekunden; meist zeichnet ja die ersten Tage in einem fremden Land eine ungewohnte Luzidität für das wesenhafte Anderssein unseres Bewußtseins aus. Diese Enthüllungen finden uns jedoch selten bereit, auf sie zu achten oder sie gar zu verarbeiten; sie zucken so schnell vorüber, daß in uns meist nur ein Gefühl des Befremdetseins nachhallt und wir sehr bald nicht einmal mehr gewiß sind (wenn wir es je waren), wodurch unser Befremden erregt wurde.

Man müßte demnach lernen, das ins Eigene ragende Fremde ins Bewußtsein zu erheben, dauernd zu objektivieren. Dies Befremden, einmal zur Gewohnheit geworden, wäre echte philosophische Haltung. Hierin erweist sich nun Diez del Corral als glänzender Schüler seines älteren Freundes, auch wenn sein Denken sich weniger auf die Objektivierung der menschlichen Existenz als gewisser, von der unsrigen grundverschiedener Existenzweisen richtet.

Der geistige Ort unseres Reisenden wird — wieder steht Ortega y Gasset im Hintergrund — von der Hegelschen Philosophie bestimmt. Nur schwimmt jetzt der Osten nicht mehr als zweitrangige und überlebte Möglichkeit, bestenfalls als Vorstufe zu einer immer umfassenderen Bewußtwerdung des Weltgeistes im Hintergrund. Eigene Bescheidenheit und die eingehende Kenntnis der wichtigsten modernen Ostasien-Forschung halten Diez del Corral's Denken in einer Schwebelage, die sich in den besten Momenten zu einer Gedankenbrücke zwischen Ost und West festigt. Damit ist schon gesagt, daß der Autor trotz seiner geistigen Herkunft aus dem Idealismus nie jenem drohenden Irrtum normativer Beurteilung verfällt, die immer gern in ein Aburteilen ausartet.

Was ist konkret aus diesem Reisebuch zu gewinnen? Ein aufgeklärtes, oft befreiend helles Bild Ostasiens, jenseits der Hungersnöte, Guerillakriege, Glaubens- und Rassenprobleme und auch jenseits der Massenhysterie. Ein tief unter den politischen und wirtschaftlichen Vordringlichkeiten begrabenes, aber dennoch lebenswahres Porträt mit uralten Zügen. Der Porträtist hält sich von jeder Berichterstattung (der durchaus nicht die brennende Aktualität und bittere Notwendigkeit abgestritten werden soll) mit Absicht fern. Sein Blick sucht das Lebens- und Kraftzentrum, das die Bewegungen auf der Haut bestimmt. Es geht ihm um die Erkenntnis fremder Wesenheiten.

Eine 1961/1962 unternommene Reise führte den Autor zuerst nach den Philippinen (S. 7—44), hierauf nach Japan (45—163), Hongkong (164—172), Angkor (173—190), Bangkok (191—206) und endlich nach Indien (207—264). Die wichtigsten Stationen sind also die Philippinen, Indien und Japan, dem ungefähr die Hälfte des Buches eingeräumt wurde.

Luis Diez del Corral's große Begabung ist die Intuition; und durch die Intuition soll ja der philosophische Reisende seine innere Befremdung und Bewegung in Erkenntnis verwandeln. Das Zuströmen der intuitiven Einsichten ist für den Autor ein so beglückender und schöpferischer Vorgang, daß er sich auch eine künstlerische Form schaffen muß. Das Buch ist in einer ebenmäßigen, oft glänzenden Prosa geschrieben, die selbst im deutschen Text noch durchschimmert, obwohl der Übersetzer Henri Holz-Fay, wie das heute meist der Fall ist, offenbar viel zu schnell arbeiten mußte.

Doch soll auch die Schwäche dieser Sehweise nicht verschwiegen werden. Ein paar Mal wird ein mit impressionistischer Deutlichkeit dargestelltes Detail durch die intuitive Ausschöpfung überfordert und gleichsam zum Verschwinden gebracht. Zwei Kapitel bleiben auch bei erneuter Lektüre unheimlich durch den Leerraum, der in ihnen jeder Spekulation offen steht: Das fünfte über die «Diagonale von To-

kio», wo eine durch den kaiserlichen Park gelegte Prachtstraße und ihre Verlängerung, der Tokio-Turm, und das sechzehnte über «Technik und östliche Kultur», wo eine Liftkabine zum Ausgangspunkt der zweifellos brillanten Ausführungen dienen. Die Mängel der Methode treten bezeichnenderweise an den Stellen auf, wo westliche Zivilisation das östliche Substrat weitgehend verändert und damit verunklärt hat, wo also aus vorwiegend modernen Lebensäußerungen auf ein andersgeartetes Zentrum geschlossen werden müßte. Diese (sehr fruchtbare) Analyse von Kulturdurchdringungen erfordert jedoch mehr Raum und eine größere Vertrautheit mit dem Alltäglichen. Die gleichsam liebende Intuition bewährt sich vor allem am unvermischten Stoff.

Auf den Philippinen sind es die religiösen und missionarischen Grundlagen der spanischen Kolonisierung, die uns geschildert werden, das Evangelisationswerk, auf dem offenbar in viel höherem Maß als etwa in Mittel- und Südamerika die endgültige Besitzergreifung beruhte. Erst von den philippinischen Klosterzentren, den abgelegensten Außenposten des katholischen Weltreichs her, läßt sich der mächtige Kraftstrom der Gegenreformation richtig ermessen. Die ernstliche Hingabe an eine durch die militärische Eroberung gestellte Forderung äußert sich wirtschaftlich in jahrhundertelangen Menschen- und Materialzuwendungen des europäischen Mutterlandes.

Diesem Beispiel nachhaltiger Durchdringung steht Japan gegenüber, das in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus eigenem Antrieb gierig jede zivilisatorische Errungenschaft Europas übernimmt, sich aber seit etwa 1610 unter der Herrschaft der Diktatoren aus dem Hause Tokugawa hermetisch abriegelt. Ein einziges Inselchen vor Nagasaki blieb als Guck- und Luftloch erhalten, durch das einige Unruhige und heroische Geschäftemacher mit den Holländern einen prekären Kontakt aufrecht erhielten. Die Folge dieses politischen Gewaltaktes war die Ausbildung der eigenartigen Kultur des 17. und 18. Jahrhun-

derts, die heute auf vielen Gebieten den bleibenden Beitrag Japans an die in Bildung begriffene Zivilisationskoine ausmacht. Im dreizehnten Kapitel entwickelt der Autor auf kleinstem Raum eine Philosophie der in Holz (Japan) und der in Stein (Europa, Indien, China) bauenden Zivilisationen. Ein anderes Kapitel gilt der Rahmenlosigkeit der japanischen Kunst. Sehr wichtig scheint auch die Allgegenwart des wilden Waldes. Er reicht an den Küsten oft bis ins Meer und im Landesinneren immer bis an die Ränder der intensiv bebauten Reisplantagen heran, ohne daß sich eine extensiv genutzte Zone, etwa Weideland, dazwischen schöbe. Der Wald erhält ein Gegengewicht in der «unvorstellbar vermenschlichten Erde», «wo das Landgut tatsächlich zur Kategorie des Gartens erhoben worden ist».

Der Aufenthalt in Hongkong ist überschattet von der unheimlichen Unsicherheit über das, was jenseits der Grenzen der Kronkolonie vorgeht.

Nur von der Vergangenheit handeln die Seiten über Angkor; hinter diesem eher dunklen Bild einer theokratisch-absolutistischen Despotie leuchtet die thailändische Gegenwart um so heller. Als einziger Staat von tropisch Asien ist Thailand nie Kolonie gewesen. Die Intelligenz und selbstverständliche Leichtigkeit, mit der sich der Thai-Staat nach seinem Zusammenbruch während der burmesischen Invasion im 18. Jahrhundert neu und unter aufgeklärten Fürsten nach europäischem Vorbild konstituierte, ohne sich doch von seinen buddhistischen Wurzeln abzuschneiden, scheint eine für Südasiens beispielhaft verwirklichte Möglichkeit der Modernisierung zu sein.

Zum Eindrücklichsten in Diez del Corral's Betrachtungen gehören die letzten sechzig Seiten über Indien. Am Anfang steht eine Schilderung der riesigen kolonialen Ameisenstaaten der muslimischen Eroberer, die meist von Delhi oder einem andern in der Nähe der Wasserscheide von Indus und Ganges gelegenen Zentrum aus regiert wurden. Eine starke Impression gelingt im Kapitel über «Das absolute

Ackerland». In dem jahrtausendealten Erdstaub der indischen Tiefen sind die seit unzählbaren Generationen immergleichen Tätigkeiten und Vorrichtungen zu einer Art Naturgesetz versteinert. Mit der Reflexion über hinduistische Religiosität («Benares im Nebel») erreicht das Buch seinen lyrischen Höhepunkt. Endlich leiten die Kapitel über das Verhältnis von Mensch und Wildtier in Indien, wo eine für den europäischen Geist unfaßbare telepathische Verständigung zu wirken scheint, und über Indien und Europa, besonders das britische Empire, wieder an den Ausgangspunkt der Reise zurück und beschließen zugleich das Buch.

Wo immer man diese kulturgeschichtlichen Betrachtungen aufschlägt, wird man durch Zustimmung, Ablehnung oder einfach durch staunendes Erkennen aus der

Starre meist grundfalscher und oft leichtsinniger Gewohnheitsvorstellungen aufgerüttelt. *Asiatische Reise* ist eine wohlgelungene Einführung; die von Fall zu Fall in Fußnoten angeführte und vom Autor verarbeitete Literatur sichert das Buch meist gegen willkürliche Interpretationen ab. Es empfiehlt sich als eine erste Verständnisgrundlage, von der aus mit Gewinn und einiger Leichtigkeit detailliertere Studien gemacht werden können.

*Ernst Halter*

<sup>1</sup>Luis Diez del Corral, «Asiatische Reise». Kulturgeschichtliche Betrachtungen über den Fernen Osten. C. H. Beck, München 1967. Erschienen als Band 46 der Beck'schen Schwarzen Reihe.